

Pharisäer und Zöllner: Lk. 18, 9-14

Text:

9 Er erzählte aber auch einigen, die überzeugt waren, gerecht zu sein, und die anderen verachteten, das folgende Gleichnis: 10 Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine war ein Pharisäer und der andere ein Zöllner. 11 Der Pharisäer stellte sich hin und betete, in sich gekehrt, so: Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Menschen bin, wie Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. 12 Ich faste zweimal in der Woche, ich gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. 13 Der Zöllner aber stand ganz abseits und wagte nicht einmal seine Augen zum Himmel zu erheben, sondern schlug sich an die Brust und sagte: Gott, sei mir Sünder gnädig! 14 Ich sage euch: Dieser ging befreit in sein Haus zurück, jener nicht. Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden; wer sich aber selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Predigt:

Das Wort Pharisäer kommt vom hebräischen „peruschim“, die „Abgesonderten“: Es sind Juden, die sich für besonders erwählt, gesetzeskundig und aussergewöhnlich gerecht halten. Der damals lebende Historiker Josephus beschreibt sie als „Menschen, die sich für besondere Lieblinge Gottes ausgaben“ (Josephus, Ant XVII, 41). Und sie hielten sich nicht nur selbst dafür, sondern wurden auch von ihrer Umwelt als besonders gerecht angesehen – oder "brav", wie es in der zürichdeutschen Übersetzung heisst.

Dem guten Ruf der Pharisäer stellt Jesus einen Mann von denkbar schlechtem Ruf entgegen, einen wahrscheinlich wohlhabenden Steuer- und Zollpächter, jemand, der mit den Heiden Geschäfte macht und dabei immer auch etwas in die eigene Tasche abzweigt. Irgendetwas zwischen Kleinbanker und Kleinkriminellem.

Diese extremen Gegensätze erinnern an Märchen mit ihren typischen Charakteren: Goldmarie und Pechmarie. Aschenputtel und ihre bösen Schwestern. Sie erinnern auch an die Gleichnisse Jesu: Da geht es oft um solche Gegensätze: arm und reich, gläubig und ungläubig, Kinder der Welt und Kinder Gottes.

Man fragt sich, worin der Sinn dieser Karikierung der Charaktere liegt. Man kennt diese Methode vom Theater: Die Personen werden derart holzschnittartig überzeichnet, derart verfremdet, dass sie nicht mehr als einzelne Menschen wahrgenommen werden, die vor zweitausend Jahren gelebt haben und nichts mit mir zu tun haben. Sondern es sind stilisierte Charaktere, und dadurch fällt es mir wie leichter, mich mit ihnen zu identifizieren, mich selbst in ihnen zu erkennen: Gerade weil sie so überzeichnet sind, können sie Charakterzüge in mir sichtbar machen.

Beim Bibelteilen am letzten Dienstag war das gewissermassen DIE Hauptfrage von uns allen: "Bin i jez en Pharisäer?" Jemand stellte fest: „Dä Pharisäer bliibt i mim Läbe scho a mir hange“. Und eine andere fügte ein eigenes Erlebnis an: „Also i ha vor kurzem ghört, wie öper, wo nebed mir gsesse isch, ganz offesichtlich nöd dWahrheit gseit het. S isch e banali Situation gsi, aber i ha dänkt „Also das chönti niä, mich so wie dä verhalte. Bin i jez en Pharisäer?“ Und schliesslich hat dann jemand zusammengefasst: „Mir müend luege, dass mir nöd wie de Pharisäer werded.“

Was ist jetzt aber eigentlich das Problem beim Verhalten des Pharisäers? Das Problem, scheint mir, zeigt sich bereits an ihrem Namen: Peruschim, die Abgesonderten. Die Pharisäer sind derart darauf aus, das Gesetz zu befolgen, dass sie um sich selbst gewissermassen eine Mauer bauen mit einem möglichst grossen Abstand zu allem, was unrein ist, unheilig, nicht Gottes Geboten gemäss. Zu den Räubern, Betrügern, Ehebrechern, wie es im Gleichnis heisst, und eben, diesem Zöllner da, auf den der Pharisäer mit dem Finger zeigt.

Mit dem Bau dieser Mauer sondern sich die Pharisäer aber paradoxerweise gerade von dem ab, was sie eigentlich suchen, vom gerechten und guten Leben: Der in den vergangenen Wochen bereits öfters zitierte Schweizer Theologe L. Ragaz meint dazu: „Die Welt des Guten stammt aus der Ganzheit Gottes. Sie ist Allgemeinbesitz. Wie Luft und Licht... Aber nun geschieht, (...) dass dieser Allgemeinbesitz des Guten von bestimmten Menschen zu einem privilegierten Besitz gemacht wird.“

Das Gute existiert überall, es fliesst in der ganzen Welt. Man braucht es nicht zu machen, sondern nur sich dafür zu öffnen. Doch der Pharisäer meint, dieses allgemeine Gute als seinen Privatbesitz pachten zu können. Er meint, es gehöre ihm und niemandem sonst. Er baut eine Mauer um seine Seele, und er schliesst

sich genau dadurch vom ewigen guten Gott ab.

Beim Zöllner ist diese Mauer der Selbstgerechtigkeit und Überheblichkeit zerbröckelt, er ist offen für die unendliche Güte, die aus Gott strömt, in der wir leben und atmen und sind. Darum steht der Zöllner anders als der Pharisäer in unmittelbarer Nähe zu Gott. Darum ist er empfänglich für Gottes Güte, die ihm und uns allen gratis zuströmt wie die Luft und das Licht. Da ist keine Mauer, nirgends.

.....

Der Pharisäer in mir sondert sich nicht nur von Gott ab, sondern auch von seinen Mitmenschen. Sein Gebet bringt das in überzeichneter Weise zum Ausdruck. Es wirkt wie eine Karikatur. Man stelle sich diese Situation einmal vor. Da sitzen zwei Leute in der Kirche, und der eine betet: *„Herr, Gott, ich danke dir, das ich nicht so wie die anderen Leute, zum Biischpil wie du bist.“*

Das ist dermassen übertrieben, dass es komisch, sogar lustig wirkt. Doch das Lachen bleibt einem möglicherweise im Hals stecken. Denn das Verhalten des Pharisäers ist einem möglicherweise vertrauter, als einem lieb ist.

Das Problem des Pharisäers ist, dass er vergleicht. Treffend hat der dänische Philosoph Søren Kierkegaard gesagt: *„Das Vergleichen ist der Anfang allen Übels.“*

Indem der Pharisäer sich und die anderen vergleicht, baut er auch im zwischenmenschlichen Bereich eine Mauer auf. Damit verfolgt der Pharisäer eine andere Spur als jene, die Jesus bereitet hat für jene, die ihm nachfolgen. Jesus hat von sich gesagt, er sei gekommen, das Verlorene zu suchen. Er hat den Kontakt gesucht zu den Sünderinnen zum Beispiel, also zu Prostituierten, und eben: zu den Zöllnern, den Kleinkriminellen.

Jesus meidet keine Berührung, mit niemandem, nicht einmal mit dem Tod. Er lebt vor, das echte Heiligkeit sich eben nicht darin zeigt, sich von allem Unheiligen abzusondern, sondern sich eben gerade zeigt in Hinwendung zu allen Mitkreaturen, zur Natur, Barmherzigkeit zu allen Lebewesen, Mitgefühl besonders mit kranken, verachteten Lebewesen.

Das führt so zu einer gänzlich neuen Lebenseinstellung, die Leonhard Ragaz so beschrieben hat:

„Bedenken wir, was für eine Revolution in dieser Auffassung Jesu liegt. Es ist eine wirkliche Umdrehung um hundertachtzig Grad...“

Das Wesentliche, (was diese Umdrehung bewirkt, der wesentliche Unterschied zwischen der Auffassung Jesu und jener der Pharisäer) ... ist der grosse Schmerz... über den Verlust der Ganzheit Gottes und die Sehnsucht, das Verlorene wiederzufinden - das Gefühl, dass wir doch Brüder und Schwestern sind; dass auch der Mann im Zuchthaus Bruder ist...“

Mit eindringlichen Worten bringt Ragaz hier die Lebenseinstellung Jesu zum Ausdruck. Eine Einstellung des Mitgefühls. Eine Einstellung, die aus der Verbundenheit lebt. Die nicht trennt, nicht absondert, die berührt und sich berühren lässt und Mauern nicht aufbaut, sondern abbaut.

.....

Der Pharisäer ist also 1. ein Abgesonderter gegenüber Gott, er ist 2. abgesondert gegenüber seinen Mitmenschen. Und er ist 3., last not but least, auch von sich selber abgesondert. Er ist nicht in Kontakt mit sich, er spürt sich nicht. Er ist sich selber fremd. Jesus sagt das an einer Stelle im Evangelium mit unglaublicher Schärfe. Er schreit er sie an:

„Wehe euch, ihr Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr haltet äusserlich den Becher und die Schüssel rein, aber inwendig sind sie voll Raub und Gier... Ihr gleicht geweihselten Gräbern, die von aussen schön anzusehen sind, inwendig aber sind sie voll Totengebein und Unrat.“ (vgl. Mt. 23)

Der Pharisäer, könnte man in der Sprache moderner Psychologie sagen, meidet den Kontakt mit seinem eigenen Schatten, mit den verdrängten, unbewussten Zonen seiner Seele. Er baut eine innere Mauer auf, die ihn vor allem schützt, was nicht in sein Selbstbild passt. Das Problem dabei ist, dass dieses Selbstbild starr und blass und leblos wird. Denn in der Tiefe der Seele ist unsere Vitalität, unsere Lebenskraft zuhause. Es gilt, sie ans Licht zu heben. Doch der Pharisäer, aus Angst, die Kontrolle zu verlieren, mauert sich ein in sein

Konzept: „so bin ich, und das bin ich nicht“. Täglich versucht er, dieser Pharisäer in mir, sich diesem Selbstbild anzupassen. Das Ego ist stets auf der Hut vor allem, was nicht ins Konzept passt. Und weil das Ego ein stolzes, selbstgerechtes ist, dessen Gebet lautet: „*Gott ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Menschen bin*“, darum immunisiert es sich gegen jede Form von Kritik. Diese wird als Herabsetzung oder Kränkung empfunden. Das angeschlagene Selbstwertgefühl wird sofort durch Rechtfertigung, Verteidigung oder Schuldzuweisung wieder zu reparieren versucht.

Weil das Ego eben so funktioniert, darum sieht der bekannte spirituelle Lehrer und Bestsellerautor Eckhart Tolle eine besonders kraftvolle spirituelle Übung darin, Kritik einfach einmal anzunehmen, ohne etwas dagegen zu unternehmen:

„Lass es zu, dass dein Selbstbild schrumpft, und achte darauf, wie sich das in deinem tiefsten *Inneren* anfühlt. *Ein paar Sekunden lang wird es dir unangenehm sein, so, als wärst du kleiner geworden. In Wahrheit hast du dich ausgedehnt! ... Wenn du in irgendeiner Weise herabgesetzt wirst und absolut nicht darauf reagierst – nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich –, geht dir auf, dass nichts Wirkliches davon berührt wurde und du eigentlich durch das „Erniedrigtwerden“ gewachsen bist.*“

Wenn ich mich löse von einem fixen, nach aussen korrekten Selbstbild, kann ich erst mein Ich als Ganzes und Wahres leben und erleben. Wenn ich mein Selbstbild nicht mehr mühsam aufrechterhalten muss, kann die wahre Kraft wirksam werden. Das ist es wohl, was Jesus mit den paradoxen Worten am Ende der Lesung meint: „*Jedä, wo sich drum sälber gross macht, de wird emal ganz chlii, und de, wo sich selber chli macht, de wird emal ganz gross.*“

Sonntag, 29. April 2012
Jasmine Suhner